



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Indische Zustände. 2

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

geben, auf die es heute namentlich in Deutschland mehr als jemals ankommt.

Wenn ich mir also von der Anwendung der Bodenbesitzreform auf das ländliche Grundeigentum kein Heil verspreche, so stehe ich doch nicht an, zu bekennen, daß die Reformpläne für den städtischen Grund und Boden, der nicht in dem Sinne wie der ländliche als ein Arbeitsmittel angesehen werden kann, zum Teil Bedeutung haben. Der bekannte Antrag des Oberbürgermeisters von Frankfurt im preussischen Herrenhause, sowie die allgemeine Anerkennung des Satzes, daß den Gemeinden das Recht zustehen soll, beim Verkauf städtischer Immobilien eine besondere Abgabe zu erheben, erscheinen mir als die Vorboten einer neuen Auffassung, und wer sich um das Barometer der öffentlichen Meinung kümmert, wird erkennen, daß Änderungen in dem, was jetzt gegenüber dem städtischen Grundbesitz als Recht gilt, in der Luft liegen. Zu prophezeien, wie weit diese Umgestaltung gehen wird, liegt hier außerhalb meiner Aufgabe.

Während ich diese Sätze niederschreibe, veröffentlicht der Führer der deutschen Bodenreformbewegung einen Bericht über die Wahrnehmungen, die er vor kurzem in dem „Zukunftsstaat“ Libertad gemacht hat; Libertad — so nennt sich eine Ackerbaukolonie im nordwestlichen Mexiko, die nach den Grundsätzen der deutschen Reformpartei eingerichtet worden ist, und für die Klürscheim selbst eine Verfassung ausgearbeitet hat. Da sich Klürscheim nächstens mit einem Aufruf an deutsche Auswanderer zu wenden gedenkt, einzuweisen jedoch die Entwicklung der Kolonie noch einige Monate abwarten will, so will auch ich, bevor ich diesen Zukunftsstaat en miniature den Lesern vorführe, erst jenen Aufruf abwarten.

Köln

Johannes Kreuzer



## Indische Zustände

2



Das weite Gebiet zwischen dem Himalaja und dem Kap Komorin, vom Thale des Indus bis zu dem des Travadi, steht in politischer Abhängigkeit von einer kleinen Insel des Atlantischen Ozeans. All die verschiedenen Völkermassen, Hindus und Muhammedaner, Sikhs und Buddhisten, Bengalis und Marathen, Tamulen und Santalen einen sich in dem Gehorsam vor einem europäischen Volke. Die Königin von England trägt die Krone der Großmoguln und bestellt

einen englischen Edelmann zu ihrem Stellvertreter als Vizekönig von Indien. Von Downing Street in London aus wird das Land im Süden des Himalaja regiert, und das britische Parlament leitet seine Geschicke. Wenige tausend Angehörige der britischen Nation führen an Ort und Stelle die Verwaltung, und ein kleines Häuflein britischer Truppen erhält die Ruhe auf der weiten Halbinsel.

Nach der Volkszählung von 1881 befanden sich damals insgesamt nur 89798 Engländer in Indien. Wie verschwindend klein diese Zahl gegenüber den 260 Millionen Asiaten ist, können wir u. a. daraus sehen, daß in Frankreich 1877 unter einer Gesamtbevölkerung von 37 Millionen nicht weniger als 800000 Fremde lebten! Es kam also ein Fremder auf 46 Franzosen; in Indien kommt ein Briten auf 2666 Inder! Von der Gesamtzahl der in Indien lebenden Engländer kamen ungefähr 56000 auf das Heer; 3000 waren Zivilbeamte, 2300 waren an der Eisenbahn angestellt. Nach den letzten Vermehrungen beläuft sich die Zahl der britischen Truppen in Indien auf 71000 Mann, aber wie gering im Verhältnis diese Stärke immer noch ist, geht daraus hervor, daß auf ein Gebiet von 56,3 Quadratkilometern mit 3521 Einwohnern nur ein britischer Soldat kommt. Es klingt kaum glaublich, aber es ist wahr: 3000 Zivilbeamte und 71000 europäische Soldaten sind die Träger der englischen Herrschaft unter 260 Millionen Asiaten.

Es ist wohl der Mühe wert, zu untersuchen, wie eine solche Herrschaft hat begründet werden können.

Die Geschichte des anglo-indischen Reichs beginnt mit dem Siege von Plassey am 23. Juni 1757, und am 13. Februar 1856 wurde mit der Einverleibung Auddhs der letzte Stein zu dem stolzen Gebäude hinzugefügt. Ein Jahrhundert also hatte genügt, die englische Herrschaft von den schneeigen Gipfeln des Himalaja bis zu den grünen Hängen des Kap Komorin, von dem bengalischen Meerbusen bis zum Euleiman auszubreiten. Binnen hundert Jahren waren mehr als 200 Millionen Menschen durch eine Handvoll fremder Eroberer bezwungen worden. In drei Menschenaltern war eine der ältesten und zivilisirtesten Bevölkerungen Asiens dem Gebot einer jungen europäischen Nation unterworfen worden. Die Erde hat viele gewaltige Eroberer gesehen, mächtige Reiche sind im Laufe der Jahrtausende entstanden und wieder vergangen; aber soweit die Geschichte zurückreicht, nirgends zeigt sie uns ein gleich seltsames Bild. Die große Monarchie Alexanders zerbröckelte mit dem Tode ihres Stifters; der Staat Napoleons zerfiel rascher, als er entstanden war; aber die Macht der Engländer in Indien weist nach drei Jahrzehnten ruhigen Bestandes keine Anzeichen des Verfalls auf. Das Mittelmeerreich Hadrians war das Ergebnis vierhundertjähriger Anstrengungen der ungezählten Legionen Roms; im fernen Indien hat eine Handvoll britischer Truppen in einem viel kürzern Zeitraum eine viel größere Herrschaft begründet. Cortez erfocht seine

Siege über ungebildete, mit Keulen und Steinschwertern bewaffnete Wilde; Lord Clive stand auf dem Felde von Plassey einer hochzivilisirten Rasse und dem Feuer von fünfzig schweren Geschützen gegenüber.

Wahrlich die Eroberung Indiens scheint ans Wunderbare zu grenzen. Welche Anstrengungen hat es den Franzosen gekostet, sich in den Besitz Algeriens zu setzen! Frankreich, damals der erste Militärstaat der Welt, mit einer Bevölkerung von 32 Millionen Menschen und einem Flächeninhalt von 520 000 Quadratkilometern, entsandte nach Algier im Jahre 1830 eine wohl- ausgerüstete Macht von 35 000 Mann, die bald durch Nachschübe auf die Stärke von 50 000 Mann gebracht wurde; aber siebenundzwanzig Jahre vergingen in unausgesetzten Kämpfen, bis die Unterwerfung des Landes vollzogen war. Dabei war Frankreich während dieser Zeit in keine andern Kriege verwickelt; die nordafrikanische Küste liegt nur 400 Seemeilen von dem Hafen von Toulon entfernt; Algerien mißt kaum 315 000 Quadratkilometer, und die Bevölkerung zählt nicht drei Millionen. Indien hatte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts jedenfalls 120 Millionen Einwohner auf einem Gebiete von 4 000 000 Quadratkilometern, während das englische Volk auf 315 000 Quadratkilometern etwa 12 Millionen Köpfe zählte. Mehr als 15 000 Seemeilen trennten die beiden Länder. Und England hat niemals Anspruch darauf erhoben, ein Militärstaat zu sein; es war damals ebensowenig wie heute in stande, für auswärtige Unternehmungen starke Heere ins Feld zu stellen. Und gerade während der Jahrzehnte, die die entscheidenden Kämpfe und sowohl die Begründung wie die hauptsächlichste Ausdehnung der englischen Herrschaft in Indien sahen, war Großbritannien tief in die größten europäischen Kriege der Neuzeit verwickelt. Clives Laufbahn fällt zum großen Teil in die Zeit des siebenjährigen Krieges, und Lord Wellesley brach die Macht der Marathen inmitten des langjährigen Ringens mit Napoleon.

Überdies war England als Staat an der Erwerbung Indiens gar nicht einmal beteiligt, wenn ihm auch schließlich die reife Frucht zugefallen ist. Das anglo-indische Reich ist die Schöpfung einer Kompanie englischer Kaufleute, die im Grunde ganz andre Zwecke verfolgten als die der Eroberung. Die Direktoren in Leadenhall Street scheuten thatsächlich nichts so sehr wie die unproduktiven Ausgaben für Militär. Kostete ihnen doch der Transport nach Indien allein 600 Mark für jeden Fußsoldaten und 1600 Mark für jeden Reiter. Die Kompanie war und blieb eine Gesellschaft von Kaufleuten. Eine gute Dividende war das Ziel ihrer Wünsche, und in jeder kriegerischen Unternehmung sahen sie nur eine Gefahr für den Stand ihrer Aktien. Gegen ihren Willen und ohne ihr Zuthun wurde diese Gesellschaft von Handelsleuten auf die Bahn der Eroberung gedrängt. Es waren die ehrgeizigen Bestrebungen ihrer französischen Nebenbuhler, die die Engländer zwangen, in das politische Getriebe der Halbinsel einzugreifen. Es waren die ihre Existenz bedrohenden

Übergriffe und Gewaltthätigkeiten der indischen Fürsten, die die englisch-ostindische Kompanie veranlaßten, als unabhängige Macht eignen Landbesitz zu erstreben. Die Ausbreitung aber der englischen Herrschaft über die ganze Halbinsel wurde unternommen und durchgeführt von den ausführenden Organen der Kompanie in geradem Widerspruch mit deren Zwecken und Wünschen. Der Entschlossenheit, Thatkraft und Ausdauer einiger wenigen, fast ganz auf sich selbst angewiesenen Männer dankt England sein stolzes indisches Reich.

Je näher wir dieser gewaltigen Schöpfung treten, desto räthelhafter erscheint sie. Läßt sich die Entstehung des anglo-indischen Reichs überhaupt anders erklären als durch eine dieser angelsächsischen Rasse eigenthümliche, fast übernatürliche Thatkraft und Tapferkeit? durch eine grenzenlose Überlegenheit des Engländers über den weichlichen Hindu?

Wir haben schon früher gesehen, daß die übliche Anschauung von dem weichlichen Charakter des Hindu durchaus nicht auf alle die verschiedenen Rassen Indiens zutrifft. Und selbst wenn die Schwäche der Inder so allgemein und so ausgesprochen wäre, würde sie doch die englische Herrschaft über die indische Halbinsel noch nicht erklären. Mag immerhin ein Engländer auf dem Schlachtfelde zehn, zwanzig, ja fünfzig Hindu aufwiegen: selbst das löst das Räthsel des anglo-indischen Reichs nicht. Die Zahl der Engländer in Indien ist so klein, daß die Hindu buchstäblich Recht haben, wenn sie sagen, sobald jeder von ihnen nur eine Hand voll Erde auf ihre Herren würfe, so würden diese inmitten ihrer Eroberungen lebendigen Leibes begraben werden. Heute kommen auf jeden britischen Soldaten 3521 Eingeborne, und während der Errichtung der englischen Herrschaft war das Verhältnis noch weit ungünstiger. Die britischen Truppen der Kompanie beließen sich zu keiner Zeit auf mehr als 40000 Mann.

Aber wenn die Überlegenheit der angelsächsischen Rasse nicht zur Erklärung der Eroberung Indiens ausreicht, wo finden wir sie sonst? Ein Ereignis, das sich so im vollen Tageslicht der neuern Geschichte vollzogen hat, wie die Eroberung Indiens, muß sich doch anders als durch übernatürliche Kräfte erklären lassen. Nun, wenn wir die anglo-indischen Feldzüge studiren, so sehen wir, daß darin weit größere Heere auftreten, als von 40000 Mann. Lord Hastings versammelte im Jahre 1817 nicht weniger als 120000 Mann zur Bekämpfung der Bindari-Räuberbanden. Die Schlachten der Kompanie wurden also nicht ausschließlich, ja nicht einmal vorwiegend von britischen Soldaten geschlagen. Nur der kleinere Teil ihrer Streitkräfte bestand aus englischen Regimentern. Der Rest waren andre Truppen, waren indische, einheimische Soldaten. Augenblicklich stehen in Indien 212000 Mann, von denen nur 71000, also nur ein Drittel, englische Soldaten sind. Und dieses Verhältnis ist auch erst durch die Reorganisation von 1858 hergestellt worden. Früher war das Übergewicht der eingebornen Truppen noch viel bedeutender.

Raye, der Geschichtschreiber des Sepoykrieges von 1857, berechnet die Zahl der britischen Truppen zur Zeit des Ausbruchs des Aufstandes auf 39000 Mann, bei einer Gesamtstärke von 280000 Mann. Ungefähr dasselbe Verhältnis zeigen die Angaben Missons für das Jahr 1826, nämlich: 260000 Sepoys und 31000 Engländer. Im Jahre 1808, also kurz nach dem entscheidenden Krieg mit den Marathen, zählte das Heer der Kompanie 155000 Mann, darunter 25000 Briten. Auch 1773 betrug die Europäer weniger als ein Fünftel der Gesamtstärke, während sich für 1775 in den uns vorliegenden Listen nur 2500 Europäer gegenüber 16500 Sepoys nachweisen lassen. Also von ihren allerersten Anfängen an bestand die Militärmacht der Kompanie zum größern Teil aus einheimischen Truppen. Sene ersten Schlachten, die den Ruf der britischen Waffen auf der indischen Halbinsel begründeten, wurden in der Hauptsache von Sepoys geschlagen. An der Verteidigung von Arkot nahmen 300 Sepoys und 200 Engländer teil; an der Schlacht von Plassey 2000 Sepoys und 1000 Engländer; an Clives Zug gegen Patna 2500 Sepoys und 450 Engländer, und an der Schlacht von Buxar 2500 Sepoys und 1000 Engländer. Und man glaube nicht etwa, daß die Sepoys nur gezählt und den Kampf den europäischen Truppen überlassen hätten. Bei der Belagerung von Bhartpur pflanzte das zwölfte einheimische Regiment seine Fahne auf den Wällen auf, gegen die zwei britische Regimenter vergebens zum Sturm geführt worden waren. „Die Zahl der Europäer — sagt Misson —, die an den Feldzügen von Clive, Lawrence und Coote um die Mitte des vorigen Jahrhunderts teilnahmen, war so unbedeutend, daß fast der ganze Ruhm ihrer wunderbaren Siege in Wirklichkeit den Sepoys gebührt.“ Man thut gut, sich das zu vergegenwärtigen, wenn man bei den meisten englischen Schriftstellern so viel von der Unwiderstehlichkeit der „britischen“ Waffen und den Heldenthaten ihrer Landsleute liest. Es mag ja den Söhnen Albions schmeicheln, sich von Macaulay erzählen zu lassen, daß „Clive und seine Engländer ein Gegenstand des Schreckens für den ganzen Osten waren“; aber die geschichtliche Genauigkeit kommt dabei zu kurz. Gewiß waren die Truppen der Kompanie denen ihrer Gegner überlegen, aber diese Überlegenheit beschränkte sich nicht auf ihre europäischen Regimenter. Ein Unterschied war vorhanden, aber es war nicht so sehr ein Unterschied in der Rasse, als ein Unterschied in der Disziplin, in der Kriegskunst und meistens auch in der Führung. Man kann zugeben, daß die englischen Truppen einen verhältnismäßig größern Anteil an den kriegerischen Erfolgen der Kompanie hatten; man kann auch zugeben, daß es die britischen Offiziere waren, die ihnen jene Überlegenheit der Führung sicherten. Dennoch ist es unrichtig, zu behaupten, daß die Engländer Indien erobert hätten. Indien ist erobert worden durch eine Armee, von der durchschnittlich der fünfte Teil aus Engländern bestand. Aber es genügt nicht, den Anteil der Engländer an dem Werke auf das rich-

tige Maß zurückzuführen. Man muß bedenken, daß die übrigen vier Fünftel aus Eingebornen bestanden. Erst wenn wir uns der Bedeutung dieser Thatsache bewußt werden, verstehen wir das Wesen dieser sogenannten „Eroberung Indiens.“ Dann erst erscheint sie uns als das, was sie ist: nämlich weniger eine Eroberung als eine Umwälzung (Seeley). Indien ist nicht durch die Engländer, sondern durch die Inder selbst erobert worden, freilich durch Inder unter englischer Führung. Das Ergebnis ist deshalb auch die Herstellung der englischen Herrschaft über die Halbinsel gewesen.

Es bleibt also nur noch zu erklären, warum sich die Inder selbst in den Dienst der Briten gestellt haben, warum sie einer fremden Macht geholfen haben, ihr Land zu unterwerfen. Was würden wir sagen, wenn deutsche Männer zur Bezwingung ihres Vaterlandes ihren Arm den Franzosen leihen wollten! Und doch ist auch das dagewesen. Hat doch Napoleon Baiern und Württemberger, Hessen und Sachsen zu den Trägern seiner Zwingherrschaft über den deutschen Norden machen können. Freilich war damals infolge der traurigen Zersplitterung unsers Vaterlandes das deutsche Nationalgefühl fast bis auf den Nullpunkt gesunken. Der Ausländer konnte mit Recht fragen, wo denn dieses sogenannte Deutschland eigentlich liege; der gewaltige Rufe konnte „die Völker Sachsens“ aufrufen zum Kampf für ihre „nationale Unabhängigkeit“; die große „schwäbische Nation“ konnte ihre Waffen erheben gegen den „preußischen Erbfeind“; und der Geograph Mannert konnte die Entdeckung machen, „daß die Baiern keine Deutschen seien, sondern ein keltisches Volk, den Franzosen blutsverwandt, wie man schon an ihrem nationalen Schnauzbart erkenne.“ Ist es denn aber nicht gerade dieser Mangel jedes nationalen Bandes, der die politischen Zustände der indischen Halbinsel kennzeichnet? Haben wir nicht gesehen, daß das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit den Millionen Indiens gänzlich abgeht? daß es, außer im geographischen Sinne, ein Indien gar nicht giebt? Und man glaube nicht, daß das Beispiel des napoleonischen Deutschlands auch nur annähernd einen Begriff geben könne von der politischen Leblosigkeit und der gesellschaftlichen Zersplitterung Indiens. Die Deutschen mußte doch die gemeinsame Sprache, mußte die Erinnerung an die alte Kaiserherrlichkeit immer wieder daran mahnen, daß sie Brüder seien. Die Millionen Indiens dagegen eint kein sprachliches Band; ihnen sitzt kein Barbarossa in den Windhjas, der Zeit harrend, wo sich das Reich erneuern werde. Und weiter: wohl gab es bei uns zur Zeit des Rheinbundes kaum ein deutsches Nationalgefühl mehr; aber dafür lebte doch ein preußisches, ein bairisches, ein sächsisches Stammesbewußtsein. Napoleon konnte Baiern gegen Osterreich, Sachsen gegen Preußen ausspielen, doch er konnte nicht einfach für Geld ein Heer von Preußen anwerben zum Kampf gegen die Monarchie Friedrichs des Großen. Der Einzelne fühlte sich, wenn auch nicht als Bürger Alldeutschlands, so doch wenigstens als Bürger dieses oder jenes

deutschen Kleinstaates. Er hatte als Ersatz für das verlorne weitere Vaterland wenigstens ein engeres, dem seine Liebe, seine Kräfte, sein Blut gehörten. In Indien dagegen ist politische Bürgerschaft fast ein unbekanntes Ding. Der Deutsche, befragt, was er sei, hätte wohl vergessen können, daß er ein Deutscher war, aber er hätte doch geantwortet: ich bin ein Preuße, oder: ich bin ein Baier. Der Indier würde höchstens sagen: ich gehöre zur siwaitischen Schneidergilde von Kalkutta, oder: ich bin ein wischnuitischer Goldschmied aus Madras. Die Beziehungen des Einzelnen zum Staate sind den engeren Verhältnissen, die das ganze gesellschaftliche Leben beherrschen, untergeordnet. Die Regierung, unter der ein Mann lebt, ist ihm eine ganz nebensächliche Einrichtung, die gestern aus blindem Zufall entstanden und morgen vielleicht verschwunden ist. Auf irgend welche Anhänglichkeit hat sie keinen Anspruch. Er wechselt seine Herrscher, seine Staatsangehörigkeit, wie wir unsre Kleider wechseln. Er hat nicht einmal ein „engeres“ Vaterland, er hat nur seine Kaste. Darum hat er auch nicht einmal Lokalpatriotismus. Wenn er überhaupt Neigung zum Kriegshandwerk hat, so hindert ihn kein moralisches Band, sich von irgend einer beliebigen Regierung anwerben zu lassen, die nur einen guten Sold verspricht. Und warum nicht auch von den Engländern, zumal wenn sie besser und regelmäßiger zahlen als die übrigen, und unter ihren Fahnen mehr Ruhm winkt als anderwärts? Der Umstand, daß sie Fremde sind, kann ihn nicht abhalten. Denn was ist ihm überhaupt „ein Fremder“? Der Pandshabi ist dem Bengali, der Radschpute dem Madrassi nicht weniger ein Fremder als der Brite. Ja selbst „innerhalb jeder einzelnen indischen Provinz sind die politischen Sympathien der verschiedenen Volksgruppen für Männer, die in geographischem Sinne ihre Landsleute sind, oft ebenso unvollkommen, wie für ihre englischen Herren“ (Strachey). Wo der Begriff „Vaterland“ fehlt, muß sich auch der Gegensatz von „fremd“ und „einheimisch“ verwischen. So erklärt sich denn, was auf den ersten Blick so rätselhaft erschien, auf die einfachste Weise.

Auch die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses brauchte kein Hindernis zu sein. In Algerien hatten die Franzosen ebenfalls verschiedene übereinandergeschichtete und bis dahin einander feindliche Rassen vorgefunden: die eingebornen Numiden oder Kabylern, die ersten arabischen Eroberer und die letzten türkischen Herren. Aber die Ankunft des Christen vereinigte sie bald alle in dem fanatischen Haß des Muhammedaners gegen den Ungläubigen. Nichts deraartiges geschah in Indien. Hier standen sich zunächst Brahmanismus und Islam in grundsätzlicher Feindschaft gegenüber. Auf der einen Seite hatte der Islam die politische Führerschaft bereits wieder verloren; er umfaßte eine kleine Minderzahl der Bevölkerung; er war in die feindlichen Lager der Sunniten und Schiiten gespalten und hatte von früh an ein Gepräge religiöser Gleichgiltigkeit getragen, wie es ihm anderwärts nicht eigen ist. Akbar, der größte der mongolischen Kaiser, war Nationalist und in einer Weise duldsam,

wie sie sehr deutlich den allgemeinen Ton des indischen Muhammedanismus von dem anderer Länder unterscheidet. Auf der andern Seite war der Brahmanismus infolge seines Mangels an organischem Bau, an einer katholischen Organisation und an leitenden Gedanken nicht befähigt, selbst unmittelbaren Angriffen mehr als passiven Widerstand entgegenzusetzen. Die Engländer aber standen von Angriffen jeder Art wohlweislich ab. Solange sie in Indien bloß Handelsleute waren, mußten sie schon im Interesse ihrer geschäftlichen Beziehungen zu den Indern religiöse Duldsamkeit üben. Später schrieben ihnen die Gesetze politischer Klugheit dasselbe Verfahren vor. Und da die Begründung ihrer Herrschaft auf der Halbinsel gerade in eine Zeit der tiefsten Ebbe in dem religiösen Leben ihrer Nation fiel, so blieben die Briten auch als Eroberer den alten Überlieferungen der Kompanie getreu. Die Kompanie als politische Macht war religionslos.

Nachdem wir so im allgemeinen gesehen haben, wie die politischen Zustände der Halbinsel die Errichtung einer Fremdherrschaft begünstigten, bleibt uns nur noch übrig, nachzuweisen, wie gerade eine Gesellschaft britischer Handelsleute die höchste Gewalt an sich reißen konnte. Die Begründung des angloindischen Reichs fällt in eine Periode der Anarchie, wie sie Europa höchstens während des Niederganges des Karolingischen Hauses erlebt hat, und zu der selbst die Annalen Indiens kein Gegenstück bieten. Es war eine Zeit vollständiger politischer Auflösung, eine Zeit der Verwirrung und des allgemeinen Zusammenbruchs, wie sie nur auf den Fall eines weiten despotischen Reiches folgen kann, das sorgfältig alle lokalen Stützen und Bande beseitigt und gelöst hat. Ein solcher Zustand allgemeiner Verwirrung und Anarchie begünstigt ganz besonders das Emporkommen neuer Mächte.\*) Unter andern Verhältnissen erfordert jede Eroberung eine feste Grundlage, ein gewisses „Anfangskapital.“ Niemand kann sie unternehmen, der nicht schon einen anerkannten Einfluß besitzt und über eine feste Kriegsmacht verfügt. Nicht so in dem Indien nach Aurangzebs Tode. Haidar Ali hatte nichts als seinen klaren Kopf und seine feste Hand und ward doch Sultan von Maisur. Denn Söldnerbanden gab es überall; sie dienten jedem, der sie bezahlen oder sonst Einfluß über sie gewinnen konnte; und jeder, der ein solches Söldnerheer befehligte, war den größten Herrschern Indiens gleich, da in der allgemeinen Verwirrung nur noch der Säbel etwas galt.

Unter den verschiedenen Mächten nun, die unter diesen besondern Verhältnissen mit einiger Aussicht auf Erfolg auf die Gründung eines großen Reiches ausgehen konnten, war eine gewisse Gesellschaft von Kaufleuten, die in den größern Hafencitäten Faktoreien besaßen. Allerdings waren sie Ausländer, aber das konnte kein Hindernis sein in einem Lande, wo der Begriff

\*) Das Nächstfolgende im Anschluß an Professor Seeleys Expansion of England.

„national“ ein unbekanntes Ding war. Sie waren andern Glaubens als die Bewohner des Landes; aber auch das war kaum ein Hemmnis, da sie keine Einheit des religiösen Bekenntnisses und keine mächtige Kirche vorfanden. Jedenfalls war unter den andern Mächten nicht eine einzige, die ein älteres oder besseres Recht zur Herrschaft gehabt hätte als die Engländer. Es war darunter nicht ein einziges altes nationales Staatswesen, nicht eine einzige alte nationale Dynastie. Der Großmogul selbst war ein Fremder mongolischer Abkunft. Der Nawab von Bengalen war ein Muhammedaner, der in der Hauptsache über eine Hindubevölkerung herrschte und sich auf vaterlandslose Miettruppen stützte. So auch der Nawab von Rudh, so der Naisam von Haiderabad. Alle drei waren die Nachkommen von Bizekönigen des Aurangzeb, die sich nach dem Tode des großen Kaisers selbständig gemacht hatten. Haidar Ali war ursprünglich ein gemeiner Soldat in den Diensten des Hindu-Nadscha von Maisur, hatte sich durch Tapferkeit zum Befehlshaber einer größern Abteilung aufgeschwungen, hatte diese dann für seine persönlichen Zwecke zu gewinnen gewußt, die alte Dynastie gestürzt und sich, den Muhammedaner, an deren Stelle gesetzt. Die größeren Marathafürsten, Sindhia in Gwalior, Holkar in Indur, der Gaekwar in Baroda, die Bhonslas in Berar herrschten mit Hilfe kleiner Marathagesellschaften über Bevölkerungen andrer Rasse und andrer Sprache. Sie waren die Enkel glücklicher Räuberhauptlinge, die in der allgemeinen Verwirrung des achtzehnten Jahrhunderts mit Hilfe von Söldnerbanden soviel Land an sich rissen, wie sie konnten. Selbst die Sikhs bildeten die Minderheit in dem Gebiete, das ihr theokratisches Staatswesen umschloß, und in Nadschputana stellen die herrschenden Klane eine geringe Zahl früherer Eroberer dar, die das gesamte Land in Beschlag nahmen, die alten Besitzer zu Kolonen machten und von deren Abgaben leben.

Die Kompanie hatte vor all diesen größern und kleinern Nebenbuhlern schwerwiegende Vorteile voraus. Sie verfügte über große Geldmittel; sie hatte zwei oder drei Forts, hatte in der See eine unangreifbare Basis, und hatte den großen Vorteil, als Kompanie eine unsterbliche Persönlichkeit zu sein, die nicht inmitten ihrer Eroberungen durch eine zufällige Kugel oder ein tödliches Fieber aus diesem Leben abberufen werden konnte. Sie konnte einen festen Kern britischer Truppen, und mehr als das, sie konnte die überlegene Kriegskunst und Disziplin des Westens ins Feld führen, und wie einst die gewaltigen, aber ungeordneten Haufen des Darius vor der kleinen, aber festgeschlossenen Schar Alexanders erlagen, so vermochten auch die größten Heere der indischen Fürsten nichts gegen einige europäisch gedrillte Regimenter. Es war der Franzose Dupleix, der zuerst die Möglichkeit sah, einheimische Söldner in dieser europäischen Disziplin zu erziehen und dadurch unwiderstehlich zu machen. Es war derselbe, der zuerst klar erkannte, daß hierin das Mittel zur Eroberung Indiens liege. Beide Entdeckungen eigneten sich die Engländer an; und das

war es, was die Kompanie befähigte, als Siegerin aus dem Kampfe der indischen Mächte hervorzugehen. Nicht irgend welche fabelhaften Eigenschaften der angelsächsischen Rasse, sondern die überlegene Kriegskunst und Disziplin Europas hat Indien unter die Herrschaft der Engländer gebracht.



## Wir Journalisten

Von einem Journalisten



Es giebt immer noch Leute, die an der alten Phrase Gefallen finden, die Presse sei „das Organ der öffentlichen Meinung“; sogar Freisinnige sollen noch hie und da diesen Kalauer ernst nehmen, trotz der famosen Ausschließung der Presse von dem letzten Parteitag. An diese Gläubigen wende ich mich nicht; die fühlen sich nun einmal glücklich dabei, wenn sie alles, was sich eine Redaktion aus den Fingern saugt oder aus ihrer „Hosluft“ greift, als Ausdruck dieser erhabnen opinio publica betrachten dürfen. Ich streite mich auch nicht mehr, wie früher wohl zuweilen, über den „wahren Beruf der Presse,“ über ihre volkserziehende, aufklärende, wissenverbreitende Thätigkeit, ich will auch keine Parallelen ziehen zwischen Aussprüchen von hoher und höchster Stelle, die den Zeitungsschreiber gewissermaßen für vogelfrei erklären, und kürzlich gehörten fürstlichen und Ministerurteilen, die der Presse eine sehr hohe Stelle anweisen, so hoch, daß es selbst als demokratisch verdächtigen Journalisten so gewaltig in die Krone fuhr, daß sie seitdem den umgekehrten Gang wie Tell durchgemacht haben und heute von der Milch der frommen Denkart überlaufen. Ich möchte hier nur vor verständigen Leuten — und wo fände ich sie vollzähliger beisammen, als unter den Lesern der Grenzboten — einmal die Frage erörtern, wie der Widerspruch zu erklären ist, daß selbst das aufgeklärte Publikum den Zeitungen einen so weitgehenden Glauben schenkt, dem gedruckten Wort so viel Autorität beilegt, aber die Journalisten als Stand weder gesellschaftlich noch auch nur sozial anerkennt.

Gegen die blinde Gläubigkeit des zeitunglesenden Publikums hat einmal vor langer Zeit ein Sonderling einen gewaltigen Feldzug eröffnet, das war der treffliche Wuttke, der grimmige Großdeutsche mit dem ehrlichen Herzen. Sein Buch über die Zeitungen und die öffentliche Meinung in Deutschland machte viel Aufsehen, aber es ist heute kaum mehr bekannt, denn die Presse hat es wohlweislich totgeschwiegen. Die Solidarität der Presse in solchen